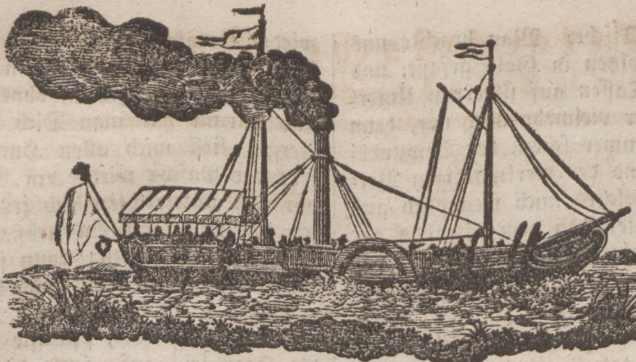
№ 142.

Donnerstag, am 26. Novbr. 1840.



Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Das Dampfboot.

Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

Der Sultan läßt sich malen.

Aus dem Briefe eines reisenden jungen Malers.

Der Briefsteller H. Kretzschmer war von Aegypten nach Konstantinopel gegangen und zeigte von dort an, daß, als er im Begriff gestanden, seine Heimreise anzutreten, ein Pascha sich an den Preußischen Gesandten Herrn Grafen von Königsmark gewandt, in dessen Landhause zu Bujuckdereh er gastfrei aufgenommen war, um ihn durch diesen zu dem Sultan zu entbieten, welcher von ihm wünschte gemalt zu werden, er habe sich diesem Befehl nicht entziehen können, und hierdurch werde seine Abreise verzögert; dieses vorausgeschickt!

Bujuckdereh, den 28. October 1840.

Mein Portrait des Sultans ist fertig, ähnlich, und was die Hauptsache, der Sultan damit zufrieden. Er hat mir erlaubt, noch eine Kopie davon nehmen zu dürfen, welche ich in zehn Tagen zu vollenden hoffe; ich werde sie mitbringen, um das interessante Bild dieses liebenswürdigen jungen Fürsten durch eine Lithographie dem deutschen Publiko bekannt zu machen. Er hat mich mehrmals gefragt, ob ich hiernach sein Bild in stehender Figur oder zu Pferde malen könne, ohne daß er von neuem zu sitzen nöthig hätte; ich habe es bejaht, und es ist möglich, daß er ein solches Bild auch noch von mir begehrt. Ist dieses nicht der Fall, so reise ich Mitte Novembers ab, und fliege so schnell als möglich zu Euch, da ich des Herumirrens jetzt völlig müde bin. Seinen Befehl zu erfüllen, ist mir aber bei seiner Herablassung und seinem feinen Benehmen gegen mich, abgesehen von dem Gewinn, zur Pflicht geworden. Wie höchst interessant diese Malerei mir gewesen, (er hat, in wiederholten Sitzungen, etwa sechs Stunden dem Bilde geschenkt,) dieses zu beschreiben, bedürfte es vieler Bogen. Nur meine erste Vorstellung am 15. October will ich erzählen.

Wir sollten um die 4te Stunde, nach türkischer Uhr, (etwa um 9 Uhr Vormittags) im Serail, und zwar in dem neuen von Sultan Mahmud erbauten Schlosse uns einfinden. Unser Gesandter, der Graf Königsmark, hatte die Güte, mir einen Secretair, den Herrn Testa, als Dragoman mitzugeben. Unsere Fahrt erfolgte, der mitzunehmenden Effecten wegen, in einem Kaik (einer türkischen Gondel) über den Bosphorus, und da ein widriger Wind unsere Reise leicht verzögern konnte, so brachen wir schon Morgens um 5 Uhr auf und kamen glücklich um 8 Uhr im Serail an. Es befindet sich dort ein Nebengebäude, zu welchem vom Bosphorus glänzende Marmorstufen führen, und worin sich die Empfangszimmer der Fremden befinden. Die Dienerschaft beeilte sich, unser Gepäck hinein zu tragen, und uns in die innern Gemächer dieses Schlosses und über prächtige Teppiche in ein Empfangszimmer zu führen, dessen Einrichtung halb türkisch, halb europäisch war. Es war mit Divanen, Polstern, prächtigen Spiegeln, Konsolen und Uhren, und wiederum mit Stühlen be-

setzt, dagegen mangelten die Tische. Man brachte uns lange Pfeifen mit Bernsteinspitzen in Gold gefaßt, und Kaffe in kleinen Porzellan=Tassen auf silbernen Untersätzen, und überließ uns, oder vielmehr mich nur, denn Herr Testa kannte dieses Zimmer schon, der Bewunderung meiner Umgebungen und der merkwürdigen Verkettung meines Schicksals, welches mich freundlich aus dem stillen Hause meiner Eltern an dem Strande der Ostsee, über Italien, Griechenland und Aegypten in das Prunkgemach des Serails des Kaisers der Ottomannen geführt hatte. Dieses war mir nicht an der Wiege vorgesungen! — Freilich konnte ich auch Virgils Vers:

per varios casus, per tot discrimina rerum

auf mich anwenden, doch hatte das Schicksal mir gewöhnlich öfter freundlicher gelacht, als es mir widrige und böse Mienen gezeigt hatte. Aber mehre Stunden vergingen, ohne daß man sich um uns bekümmerte, und es trat nun eine peinliche Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, ein. Der Sultan war noch in seinem Harem, wir konnten also nicht einmal ihm gemeldet werden. Die Fenster des Gemachs führten auf den Bosphorus; unsere Zerstreuung war herauszublicken, wie der Sturm sich erhob, von Stunde zu Stunde heftiger ward, bis endlich kein Boot sich mehr aus dem goldenen Horn (dem Hafen von Konstantinopel) herauswagte, und die Wellen schäumend die Marmortreppe peitschten, an welche wir gelandet waren. Es ward Mittag, die Wasserreise hatte meinen Appetit gereizt, und mein Trost war nur noch die Aussicht auf das herrliche Diner, welches uns bei unserer Rückkehr in dem Landhause des Grafen von Königsmark, der dieses zur Feier des Geburtsfestes unsers theuern Königs einrichten lassen, erwartete. Meine Hoffnung, daß mir der Sultan noch heute oder überhaupt eine Sitzung bewilligen werde, schwand gänzlich, ich glaubte kaum vielleicht eine Audienz zu erhalten, und dann mit einigen Worten abgefertigt zu werden, vielleicht ward ich auch gar nicht vorgelassen. Dann blieb mir nichts übrig, als nach einer gefährlichen Rückfahrt bei dem Sturm, in dem ohnehin unsichern Kaik, bei einem auf das Wohl meines Königs geleerten Glase Champagner die Stunden der Pein des Wartens, den Sturm, den Hunger, die Gefahren der Fahrt und die getäuschten Hoffnungen zu vergessen. Plötzlich öffnete sich die Thür, ein junger Mann mit einem blonden Bart, und in einen reich gestickten und mit Litzen besetzten Oberrock gekleidet, die große rothe türkische Mütze, mit seidener Quaste verziert, auf dem türkisch geschorenen Kopf, trat ein. Es war Rifat=Pascha, welchen der Sultan abgeschickt hatte. — Haben Sie einige Proben Ihrer Kunst mitgebracht? Werden Sie das Bild des Sultans auf Elfenbein malen? Werden Sie in einer Sitzung fertig werden? — Dieses waren die kurzen Fragen, welche derselbe schnell hinter einander durch den Dragoman an mich thun ließ; — ich beeilte mich, ihm alles dieses mit Nein beantworten zu lassen, worauf er wieder fortging. — Also ein Miniatur=Porträtchen verlangt man von Dir! so in einer halben Stunde auf das Elfenbein hingehert, ohne allen künstlerischen Werth, und darum hat man Dich hierher gefordert? — der Aerger ließ mich allen Hunger vergessen; doch bald trat der Pascha wieder ein, schien zufriedener als zuvor und unterrichtete sich jetzt genauer von allem, was ich bedürfte, um ein größeres Oelgemälde von dem Sultan anzufertigen; dann führte er uns in ein Zimmer des Serails selbst und hieß uns hier den Sultan erwarten. Stolzer als ein Heerführer seine Trophäe auf das Siegesfeld, pflanzte ich jetzt meine dreibeinige, die Staffelei, auf, setzte die Stühle zurecht, verhing die Fenster, um das rechte Licht zu gewinnen, und erwartete geduldig das Erscheinen der Majestät. Endlich öffneten sich die Flügelthüren, mehre Personen schritten dem Sultan voran, alle verbeugten sich ehrfurchtsvoll bis zur Erde, und der Beherrscher der Gläubigen stand vor mir, dem das Herz doch hörbar klopfte. Er trug einen blauen Rock mit rothem Kragen, beinahe nach dem Schnitt der Uniformen unserer Kavallerie=Generale. Der Nischam, sein Orden, hing ihm auf der Brust, zusammengesetzt von strahlenden Brillanten, von welchen der größte über einen Zoll im Durchmesser hatte. Die Stickerei des Oberrocks prangte von Gold und Brillanten. Mit einer nachläßigen Haltung, mich mit den Augen fest anblickend, welches seine Art als Sultan zu grüßen ist, nahm er Platz und ließ mich wissen, daß er hoffe, ich werde in diesem ersten Bilde, welches von ihm gemacht werde, seinen Erwartungen von meiner Kunst entsprechen. Jetzt faßte ich schon wieder Muth, meine Verlegenheit war geschwunden; ich ließ ihm erwiedern: daß ich diese hohe Ehre zu sehr zu schätzen wüßte, um nicht Alles aufzubieten, was meine Kunst vermöge, damit ich seinen Erwartungen entspräche, und daß ich kühn mich der Hoffnung hingäbe, sie noch zu übertreffen, wenn er allergnädigst mir die hiezu erforderliche Zeit schenken wolle. — Nun begann ich meine Arbeit, und hatte ruhig Zeit, die interessante Physiognomie des jungen Monarchen zu studiren: sie ist minder schön, als höchst geistvoll, etwas von Blatternarben entstellt, die Farbe bleich, und scheint eher einem jungen Mann von 22 Jahren, als einem Jüngling von 18 Jahren anzugehören, der Kinnbart ist schon ziemlich stark, aber der Schnurbart erst im Wachsen. Aber ein seelenvoller Zug von Herzensgüte und eine Weichheit der Empfindungen, die sich darauf ausdrückt, und sich sogar in seiner leisen Sprache, die aber ein höchst angenehmes Organ zeigt, andeutet, gewannen mich im ersten Augenblicke, sie nahmen mich aber später, als ich ihn länger beobachtet hatte, gänzlich für sich ein. — Seine Unterhaltung war durchaus ungezwungen; er, der nie in ein näheres Zusammensein mit einem Europäer getreten war, als höchstens mit den Gesandten, die er doch auch nur in kurzen ceremoniösen Audienzen gesprochen hatte, schien an der Art und Weise unserer

Unterhaltung Gefallen zu finden. Seine theilnehmenden Aeußerungen gingen so weit, daß er sich nach meinen Eltern und ihrem Stand und Verhältnissen genau erkundigte. Er fragte: ob ich es Ihnen geschrieben, daß ich ihn male, und als ich dieses bejahte, meinte er: Nicht wahr, dieses wird Ihren Eltern viel Freude machen? — Es war ihm auffallend, daß ich es vorzöge, fremde Länder zu bereisen, statt mich häuslich niederzulassen und zu heirathen, doch er war zufrieden, als ich ihm entgegnen ließ, daß solches zur Ausbildung in meiner Kunst geschehe. Bei den spätern Sitzungen ward er immer herablassender gegen mich, und ich suchte bescheiden die Unterhaltung nicht abbrechen zu lassen, weil es so allein möglich war, nicht den ernsten Türken und den großen Herrscher darzustellen, sondern die Züge des liebenswürdigen jungen Fürsten, so wie er sich gewöhnlich giebt, nachzuahmen. Er klagte zuweilen über die Ermüdung von den Staatsgeschäften, die er doch so gern trage, wenn es ihm nur gelänge, sein armes Volk zu beglücken. Als er erfuhr, daß jeder in Preußen und auch ich Soldat sei, äußerte er, seine Soldaten wären schon brav, sie schlügen sich in Syrien jetzt sehr gut, weil sie in dem Erzherzog Friedrich und dem Commodore Napier tüchtige Anführer gefunden hätten, diese ihnen zu verschaffen, müsse seine erste Sorge sein. Alle Aeußerungen des jungen Monarchen zeigten von einer hohen Liebe für sein Volk, von einer nicht gewöhnlichen Umsicht und selbst von einer genauen Kenntniß der Staatsgeschäfte, welche die vortreffliche Bildung bekundeten, die ihm sein kräftiger Vater hatte geben lassen. Sein Bestreben, die Gelegenheit und das sonderbare Verhältniß, in welchem ich, selbst noch jung, und ein Ausländer, mit ihm getreten war, indem wir von wenigen Vertrauten umgeben, und ich ohne Ceremonie nur in der ehrerbietigen Stellung des fremden Unterthanen gegen einen mächtigen Herrscher ihm gegenüber stand, zu benutzen, um sich von europäischen Zuständen, Einrichtungen und Sitten zu unterrichten, gaben die vortheilhafteste Idee von seinen Geistesanlagen. Alles, was ich von dem liebenswürdigen Fürsten hörte, berechtigt mich zu der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft seines Landes, wenn erst die politischen Verwirrungen gelöset sind, welche jetzt das kräftige Einschreiten des Herrschers zur Bildung des Volks und die eigene geistige Entwickelung der Unterthanen hemmen. Er versteht etwas französisch und suchte sich in dieser Sprache verständlich zu machen, das très-bien, welches er von mir hörte, wenn er seine durch die Unterhaltung gestörte Position wieder richtig aufgefaßt hatte, gab er mir vielmals scherzend zurück, wenn er meine Arbeit, von Neugierde getrieben, ansah. — Doch genug davon; die erste Sitzung dauerte eine Stunde; ich mußte aufhören. Es war halb fünf Uhr, der Sturm wüthete noch, wir schifften uns ein. Zum Diner in Bujuckdereh kamen wir wahrscheinlich zu spät, aber wir waren so voll von der Liebenswürdigkeit des Sultans und hatten davon so viel zu plaudern, daß wir erst nach Sonnenuntergang merkten, wie der Sturm tobte und uns kaum noch vorwärts ließ. Bei Therapia, eine gute halbe Stunde von dem Landhause unsers Gesandten, war unser Boot, durch den Eigensinn unsers Schiffers, der uns durchaus nicht früher an das Land setzen wollte, dermaßen in Gefahr gerathen, daß die Wogen es umzuwerfen drohten. Die Einwohner kamen an den Quai und beschworen uns, nicht weiter zu fahren. Endlich belehrten ein Paar Wellen, welche unser Boot bedeckten, den halsstarrigen Schiffer mehr als unsere Befehle und der Zuruf der Einwohner, daß es Zeit sei, zu landen; auch dieses geschah mit großer Gefahr. Nun wanderten wir gänzlich durchnäßt auf einem schmalen Fußsteige am Gebirge längs dem Meere durch Sturm und Regen nach Hause. Als wir ankamen, waren alle Tische leer, doch schaffte der Haushofmeister noch etwas Pastete, einige Schnepfen und eine Flasche Champagner herbei. Jetzt tranken wir freudig auf die Gesundheit des Königs und dann auf die Gesundheit des Sultans der Ottomannen.

Am folgenden Morgen, als der Sturm nicht nachließ, und der Regen die Wege fast unfahrbar gemacht hatte, sah man drei Türken mit prächtig gesattelten Handpferden durch die Straßen von Bujuckdereh jagen. Bald kehrten sie zurück, voran ritt ein Türke, dessen Handpferd eine Staffelei, einen Bilder- und Malerkasten und mehre Utensilien trug, dann folgten zwei Franken, in vollem Gallop, bis über die Ohren in ihre Mäntel gehüllt, einer trug eine Pallette unter seinem Mantel und einen Malerstock statt Reitgerte in der Hand, dieser sah gerade so aus wie ich, und der andere wie der Herr Testa, die beiden andern Türken beschlossen den Zug, der wieder zum neuen Serail eilte. Kr.

Grabschrift eines Jägers.

Ich trieb das wilde Thier auf Bergen wie Gründen,
Jetzt muß in dieser Gruft ich sichere Zuflucht finden,
Der Tod ein Jäger kühn, und im Verfolgen stark,
Jagt' mit der bösen Gicht mich in den engen Sarg.

Mittel, den Verstand zu verlieren.

Ein Scrupel Liebe und ein Quentchen Jalousie,
Zwei Unzen Malerei und eine: Poesie,
Drei Drachmen Musika, vermischt mit Nahrungssorgen.
Hievon nach Vorschrift heut', die Wirkung folget morgen.

Reise um die Welt.

, Durch das Gesetz der Mode sind die Verhältnisse der Farben zu einander ziemlich bestimmt fest, und die zu einander nicht passenden in Verruf gesetzt. Da indessen in Frankreich so oft bedeutende Empörungen gegen die bestehende Ordnung vorkommen: so hat auch die Mode, diesem Beispiel folgend, die nicht naturgemäßen Farben zu vereinigen verordnet. So sieht man jetzt auf Modegegenständen oft die Farben Blau und Roth, die selbst auf den Blumen nie vereinigt zu finden, zusammengestellt. In den Farben der Kleidungsstücke hat man aber den Grundsatz festgestellt, daß die braune Farbe als die zu jeder Gesichtsfarbe passendste angenommen werden könne. Denn hat nicht der Schöpfer unser Gesicht mehrentheils mit dunkler Haarfarbe umgeben? In Paris, dem Stapelplatz der Mode, liebt man daher in Kleiderstoffen das ungebleichte Grau oder Graubraun; und mit dieser Farbe läßt man auch die Zimmerwände verzieren, und wählt hiezu die zur Belebung der Gesichtsfarbe passenden Fenstervorhänge. Zu einer Visiten-Toilette wurde unlängst in einer Provinzialstadt eine gelbe Robe, ein grüner Shawl, ein blauer Gürtel und ein rosa Hut gewählt, und dieser Pfauenschmuck fand großen Beifall bei der schönen Welt, welche nur den widersprechendsten Farben ihren Beifall zollt.

, Der Anzeiger in Westen, ein deutsches in Amerika erscheinendes Blatt, giebt folgende Schilderung eines amerikanischen Demokraten: Das Glaubensbekenntniß des Demokraten ist klar und einfach. Es ist die Beibehaltung so vieler persönlichen Freiheit, als mit der Sicherheit aller Parteien und mit der Harmonie des Ganzen nur verträglich ist. Es achtet die Person, die Rechte, das Eigenthum, ja selbst die Vorurtheile eines Jeden. Es erkennt keine politischen Verschiedenheiten und Uebergewichte an. Es überläßt Jedem die Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten und Geschäfte, in so weit sie „den Rechten Anderer" keinen Eintrag thun. Es läßt Jedem seinen Geschmack, seine Gewohnheiten und Moden ungestört, noch viel weniger sucht es dieselben zu beherrschen oder zu erzwingen. Es überläßt der Gesellschaft, sich nach Wunsch zu gestalten, und Jedem, in Vereine zu treten, die er sich nach seinen Neigungen wählen will. Es kennt keine ausschließlichen Privilegien, keine selbstsüchtigen Monopole, sondern läßt ihren Schutz ohne Unterschied allen angedeihen. Das demokratische Glaubensbekenntniß kann in folgenden kurzen Satz zusammengefaßt werden: So wenig Regierung wie möglich, diese wenige ausgehend und beaufsichtiget von dem Volke, und in ihrer Anwendung gleichformig für Alle.

, Die Staats-Zeitung in New-York liefert Reise-Bilder, wovon Folgendes aus New-York zeigt, daß die Christen in den freien Republiken Amerikas in gewisser Hinsicht Ursache haben, vor den Heiden in dem despotischen Asien zu erröthen: Ich besuchte eine Sklaven-Versteigerung auf der französischen Börse. Während der Versteigerung wurde der Sklave auf einen Stuhl oder Tisch gestellt, und nachdem der Auktionator Alter und Eigenschaften desselben angegeben, nahm er die Gebote der Zuschauer an und schrie dieselben abwechselnd in französischer und englischer Sprache aus. Einige Sklaven verkaufte man als Hausdienstboten, andere als Tagewerker oder Handarbeiter oder Damenaufwärterinnen. Die für männliche Sklaven bezahlten Kaufgelder stiegen auf 600 bis 1200 Thaler, für weibliche von 400 bis 700 Thaler. Ein Weib mit Zwillingskindern wurde für 1000 Thaler verkauft. Unter andern, die man versteigerte, war ein gelbes Mädchen, das auffallend schön geformt war und ein sehr hübsches Gesicht hatte. Ihr Haar war lang, schwarz und durchaus glatt; wahrscheinlich floß in ihren Adern das Blut ihres Herrn. Sie wurde für 2700 Thaler verkauft! Diese hohe Summe, um welche man sie erstand, ließ in den Gemüthern der Anwesenden keinen Zweifel über die Absichten ihres Käufers übrig. Ich verließ den Ort mit Ekel und Widerwillen.

, In der Stadt Neapel befindet sich ein Standbild des Weltheilandes, dem alle Jahre der Bart geschoren wird. Das Gesicht dieser Statue ist etwas nach der linken Seite gewendet, und zwar hat es diese Wendung angenommen, weil, als Neapel belagert wurde, eine Paßkugel, gerade die Richtung nach dem Kopfe des Bildes nehmend, es hätte treffen und zerstören können. Man sagt, in einem Dorfe unweit Bromberg sei eine eben so mit Wunderkraft belebte Figur des Heilandes, denn auch ihr wachse täglich der Bart einige Pariser Linien. Die Prozession zum Abscheeren der Barthaare findet jetzt nicht mehr statt, daher der Bart des Bildes schon eine Länge von drei Fuß erreicht haben soll. In einer deutschen Provinzialstadt befand sich ehemals ein solches belebtes Bild, und zu diesem wallfahrteten viele Tausend fromme Pilger, besonders aus den österreichischen Staaten. Allein Kaiser Joseph II. befahl, daß Jeder, welcher zu dieser Betfahrt auswandern wollte, zuvörderst bei der betreffenden Polizeibehörde oder dem Schulzenamte einen Paß mit 3 Gulden rheinisch (2 Rthlr.) lösen sollte. Auf diese Art verlor sich allmählig die Lust, der Bart-Prozession beizuwohnen. In unserm Vaterlande hört man selten von wunderthätigen Bildern, indem die geistlichen sehr ehrenwerthen Ortsbehörden den Wunderglauben allmählig zu beseitigen und den wahren christlichen Glauben bei den ihrer Obhut anvertrauten Gemeinden zu befestigen suchen.

, Der Herausgeber des Floridian, eines nordamerikanischen Blattes, sagt: In Folge der nothwendigen Abwesenheit unserer selbst und der Gehilfen, auf einer Indianerjagd, verspätete sich unser Blatt. — Eine unmenschliche Entschuldigung!

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.



№ 142. Am 26. November 1840.

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Der schwarze Strohhut.

Ein Scherz aus der Wirklichkeit, erzählt von Siegmund Schott.

„Bist Du fertig, Gretchen?" fragte der Apotheker und trat aus dem Seitenzimmer, den Stock in der einen Hand, Karte und Reisehandbuch in der andern.

„Ja, Alterchen!" entgegnete die Apothekerin, drehte den Schlüssel an ihrem Reisesack um und wandte sich gegen den Herrn Gemahl. Sie erschrack bei dessen Anblick und hatte das Recht, zu erschrecken, denn der Apotheker war mit einem schwarzen Strohhut geschmückt, — schwarz, so weit ihn nicht die Sommerreisen gebleicht hatten, welche der Apotheker seit Anfang der glücklichen Ehe vor sechzehn Jahren, unter Bedeckung dieses dauerhaften Strohhutes, alljährlich machte. Wind und Regen, Sonnenschein und Wagenecken hatten den Guten abenteuerlich zugerichtet, ihn jedoch eben deßhalb zu einem theuern und werthgeschätzten Freunde des Apothekers gemacht. Offenbar aber konnte dieser Freund mit Recht nicht verlangen, in Gesellschaft einer Frau von sechs und dreißig Jahren, die sich nicht mehr für sehr jung, aber auch nicht für häßlich hielt, eine Lustreise nach Heidelberg und der Umgegend anzutreten.

Also die Frau erschrack, wie vor einem bösen Traum; doch faßte sie sich schnell einen Operationsplan; sie trat vor den Apotheker und, ihm schelmisch das Kinn streichelnd, sagte sie: „Nicht wahr, Gottlob, ich darf Dich heute um einen Gefallen bitten?"

Zum Unglück aber hatte Gottlob den bestürzten Blick seiner Frau auf den Strohhut bemerkt, und der Eigensinn lief ihm den Nacken herauf.

„Ja," antwortete er, „nur meinen Strohhut darfst Du mir nicht wegbitten."

Aergerlich wandte sich die Frau ab; der Apotheker ging boshaft lächelnd die Treppe hinunter, half seiner Frau und seinem Bruder, der die Reise mitmachte, in die Droschke; er selbst setzte sich rücklings, und fort ging es aus Stuttgart.

Der Mittag war glühend, als sie in die Nähe von Heilbronn kamen; die Leutchen sprachen fast nichts; denn die Frau empfand Aerger und ihr Mann Hitze. Er hätte gern den Strohhut abgenommen, aber er scheute sich, seine Frau um ein Unterkommen für denselben zu bitten; er selbst konnte ihn vorn nicht beherbergen, er begnügte sich deßhalb, ihn so weit als möglich auf die Seite zu schieben, was dem Apotheker ein verwegenes Aussehen gab. Allein in einem unbewachten Momente verlor der Strohhut das Gleichgewicht; vergebens suchte der Apotheker ihn mit beiden Händen zu retten, diese klatschten wie spottweise zusammen, während der Hut über die Droschke hinunter sprang und zwei Räder schadenfroh darüber wegrutschten.

„Halt!" donnerte der Apotheker; seine Frau aber lachte heimlich und fand das Benehmen des Strohhutes gescheidter, als das ihres Mannes. Sie machte die Rechnung ohne den Wirth, wenn sie Hoffnungen darauf baute; denn der Gemahl ließ sich den Hut wieder reichen und warf seiner Frau einen falschen Blick zu.

„Zugefahren!" rief er, weitete den Gequetschten wieder aus und setzte ihn mit einem barschen Rucke auf's linke Ohr, als hätte er sagen wollen: „So, Grete!"

Frau Grete seufzte und ergab sich in ihr Schicksal. So kamen sie nach Heilbronn. Sie speisten zu Mittag, aber es wurde wenig gesprochen, es war eine recht mißvergnügte Partie. Der Herr Schwager suchte umsonst in's Mittel zu treten, jeder Versuch scheiterte an dem Eigensinne des Mannes, an der durch die Fehlbitte und durch den Trotz ihres Mannes gekränkten Eitelkeit der Frau. Endlich stand der Apotheker auf, trommelte am Fenster einen Generalmarsch mit zornigen Intermezzo's und sah dem Einschirren der Pferde zu.

Der Schwager wollte einen letzten Versuch machen; er stand von seinem Platze auf, um sich neben der gegenübersitzenden Frau niederzulassen.

„Liebe Frau Schwägerin," — tratsch! da hatte er den verhängnißvollen Strohhut niedergesessen. Bärengrimmig schnaubte der Apotheker herbei, schob den Bruder unsanft zur Seite, griff nach dem Strohhute, der zusammengekauert war, wie ein böses Gewissen, fuhr in die Droschke und sprach kein Wort mehr bis Heidelberg.

Im Speisezimmer war eine lärmende Studentengesellschaft; unsre Reisenden zogen es daher vor, auf dem Zimmer zu bleiben. Nach dem Abendessen verabschiedete sich der Schwager; das Ehepaar ging zu Bett. Da fiel aber dem Apotheker, — seines Dafürhaltens ein großes politisches Genie — ein, daß er die allgemeine Zeitung sich hatte im Wirthszimmer geben lassen; er fing also im Bette an zu lesen, wobei die Frau, die in der andern Zimmerecke schlief, mit Resignation den schwarzen Strohhut, diesen dienstbaren Asmodi, als Augenschirm figuriren sah.

Eine Viertelstunde verging.

„Jesus, Gottlob! Dein Hut!" schrie die Frau plötzlich, als sie etwas knistern hörte, und die Sorge um den

Gemahl den Haß gegen den Strohhut überwog. Blitzschnell riß der Apotheker den Hut herunter, in dessen breite Krempe das Licht ein schönes rundes, noch glimmendes Loch gebrannt hatte. Verdrießlich besah es der Apotheker, dankte der Frau für ihren Amtseifer, löschte die Kerze und schnarchte, bis ihm die Sonne aufs Bett schien.

So widerwärtig hatte Frau Grete ihren Mann noch nie gesehen.

Zwei Tage darauf ging es nach Speier. Sie fuhren über den Rhein, und der schwarze Strohhut war auch dabei; denn der Apotheker hatte durch das Brandloch einen dicken Strauß officineller Pflanzen gesteckt, und so den Hut ganz anständig wieder herausgeputzt. Bei der Ueberfahrt nun fuhr der Apotheker, der wenig Kenntnisse besaß, da der Kahn einmal schwankte, zurück und in einem Hui flog der blumengeschmückte Strohhut über Bord und tanzte auf den Wellen dahin. Frau und Schwager kicherten hörbar genug; daher befahl der Apotheker den Ruderern, den eilfertig Dahinschwimmenden zu ernten. Dieser ließ seine Verfolger eine gute Weile zufahren, tauchte unter, als sie ihm einen Treff mit dem Ruder gaben, und kapitulirte erst spät, sauber gewaschen, aber nach Entfernung alles Staubes mit bestimmt durchscheinendem Roth. Der Apotheker ließ das Wasser ablaufen, stülpte den Hut wieder auf und zog damit in Speier so stattlich ein, als sei er erwählter römischer Kaiser.

Abends kehrten sie nach Heidelberg zurück, ohne daß die Verstimmung besonders nachgelassen hatte.

Andern Tags wollten sie in den Odenwald reisen. Der Schwager hatte in der Frühe noch ein Mal die Schloßruine besucht, und blieb etwas lange aus, denn es war angespannt; der Apotheker stand bereits vor der Dröschke und besprach sich, beide Hände auf sein Bamlusrohr gestützt, mit dem Kutscher über die Reiseroute. Da nahm ihm Jemand sachte den Hut vom Kopf. Er kehrte sich um; ach! da weidete eines der Wagenpferde an seinem Strohhut, und das andere riß zugleich mit dem officinellen Heustrauß ebenfalls ein schönes Stück Strohhut ab!

Da lachte die Frau, die unterm Fenster stand, da lachte der Kutscher und sämmtliche Mitkutscher, so wie die vorübergehenden Herren Studiosen, da lachte der herzukommende Bruder so unendlich, daß zu guter Letzt auch dem Apotheker, der anfangs in sprachloser Wuth den Pferden ihre Beute zu entreißen versucht hatte, das Herz im dicken Leibe lachte, er mit einem erschütternden Gelächter alle andern überschallte, seinen Pferden guten Appetit wünschte und noch mit thränendem Auge beim nächsten Hutmacher eintrat.

So, als der Schwarze vernichtet war, kehrte Friede und Frohsinn zurück, und die Sommerreise endigte höchst angenehm.

Kajütenfracht.

— Nach einer alten Chronik sind im Jahre 1564 in Danzig 23,790 Personen an der Pest gestorben.

— Laut eingegangenen Nachrichten fangen schon jetzt die Kartoffeln an, in Fäulniß überzugehen, und viele Gutsbesitzer machen sich an ein rasches Verarbeiten zu Spiritus, wodurch diese Waare, obgleich Aufträge für das Ausland eingegangen sind, im Preise noch erniedrigt werden dürfte. Diese Wohlfeilheit wird, da noch kein Pater Matthews Tausende von Anhängern für die Mäßigkeit wirbt, noch mehr Trinklust erwecken. Dem Vernehmen nach geben die meisten Branntwein-Verkäufer ihren Kunden nur verdünnten Kartoffelspiritus, allenfalls mit einigem Gewürz, Oel und Honig zu Liqueur umgestaltet! So wird denn hier der Kartoffelspiritus in seiner ganzen Schädlichkeit ausgetrunken, und der Nachtheil für die Gesundheit kann nicht ausbleiben. Wenigstens sollte doch dieses Gift auf die, bei Versendung nach dem Auslande übliche, Weise gereinigt und dadurch zu einem Halbgift umgeschaffen werden.

— Unsere Polizei-Behörde, jetzt von dem Königl. Regierungs-Assessor Herrn von Clausewitz geleitet, ist auf dem Wege, dem Treiben der Observaten schnell ein Ende zu machen. Vornämlich zeigt der Polizei-Commissär, Herr Referendarius Tzschucke, die lobenswertheste, umsichtigste Thätigkeit. Seinen Bemühungen ist es sogar schon gelungen, Diebstähle im Augenblicke der Ausführung zu entdecken und die Diebe zu verhaften, als sie ihres Raubes gewiß zu sein glaubten. — Auch der Sicherheits-Verein, jetzt wieder an 400 Mitglieder zählend, hat sein Wirken mit der Säuberung der Straßen von Observaten und anderem Gesindel begonnen, und gleich auf dem ersten Zuge, mit etwa 30 Runden zu vier bis fünf Personen, nicht nur viele Arrestanten eingeliefert, sondern noch einen bedeutenden Kafe-Diebstahl entdeckt, die Diebe und das gestohlene Gut der Polizei überliefert, welche bei der hierauf veranstalteten Haussuchung noch mehr Kafe, Reis, Tuch u. s. w. gefunden hat. Glück auf!

— Wenn auch die allgemeine Gewerbefreiheit, wie jede menschliche Einrichtung ihre Mängel hat, so erzeugt sie doch auch manches Gute für das Publikum; z. B. durch die aus ihr hervorgegangene Konkurrenz ist im Gebiete des Geschäfts-Kommissions-Wesens eine furchtbare Umwälzung entstanden. Denn die Zahl der Mitglieder dieser Gesellschaft, welche für das Bereich des Kommissions-Geschäfts viel zu ausgedehnt ist, wollen alle leben; wovon die unmittelbare Folge ist, daß das zeither gezahlte Honorar für Besorgung von Kapitalien, Verkauf von unbeweglichem Eigenthum u. s. w. sich von selbst reduzirt und Mancher von ihnen auch genöthigt ist, um das liebe Leben zu fristen, dasselbe herabzusetzen. Wie kann nämlich Jemand für ein gemachtes Geschäft von 1000 Thlr. Kapital mit 1/6 % vom Hundert sein Auskommen finden, zu dessen Abmachung er vielleicht 30 bis 40 Mal Besuche bei dem Geber und dem Nehmer des Kapitals machen muß? Und dies kömmt noch obenein auch nicht alle Tage vor, denn beide wachsen nicht wie Pilze aus der Erde. Wenn die Sache nur nicht noch mehr ausarten wird, als es in einer gewissen Nachbarstadt bereits der Fall sein soll, wo ein Geschäfts-Kommissionair

nur 2 Sgr. von hundert Thalern Kapital liquidirt, freilich aber auch, wenigstens auf dem Papiere, 40 bis 50000 Thlr. als zu begeben angibt — in der Wirklichkeit aber nicht einen Pfefferling zu begeben im Auftrage hat. — Sollte aber bei einem solchen Manoeuvre vielleicht nicht etwas im Versteck liegen, wodurch die Sache sich ausgleicht?

— Vom 14. bis 18. d. M. sind 13 Diebstähle angemeldet oder ermittelt worden. Die bedeutendsten darunter sind: Am 14. Novbr. wurden einem Landmann, der hieher mit Producten zum Verkauf kam, 9½ Pfund Butter, 2 Thlr. 20 Sgr. werth, entwendet. Der ermittelte Dieb hatte die Butter an einen hiesigen Victualienhändler für die Hälfte des Werthes bereits verkauft. — Am 6. d. M. kam ein berüchtigter Observat mit zwei Weibspersonen in einen Schankladen und benutzte den Augenblick, als die Schankwirthin den Rücken drehte, einen Thaler aus dem Schubkasten der Tombank zu stehlen, es wurde derselbe zwar alsbald ergriffen, hatte jedoch das Geld bereits seinen Begleiterinnen gegeben, die erst später verhaftet werden konnten und natürlich jede Mitwissenschaft ableugneten. — Von dem Dache eines Hauses der Beutlergasse wurden 117 Pfund Blei von einem bereits wegen Diebstahls bestraften Maurergesellen, welcher im Nebenhause wohnt, abgebrochen und, unter Mithilfe eines Observaten, einem der Diebshehlerei verdächtigen Juden für 6 Thlr. 17 Sgr. verkauft. Hier wurde das verkaufte Gut vorgefunden, und die Diebe sind der Gerichtsbehörde überwiesen. — Am 11. d. M. kam zu einer Nätherin eine Wittwe nebst ihrer Tochter und bestellten bei derselben Mehres; bei dieser Gelegenheit entwendete die Tochter ein Paar Tuchstiefel, dies sah ein Mann im Nebenzimmer; auch wurde das entwendete Gut bei den Dieben im Rauchloch versteckt vorgefunden, so wie sich denn bei der Revision ein Scheffel Weizen vorfand, den Mutter und Tochter gemeinschaftlich im Sommer bei der Getreide-Arbeit an der Weichsel geständlich entwendet haben. — Zwei Knaben von 13 und 15 Jahren entwendeten, auf Anstiften einer Arbeitsfrau, von einem Holzfelde 3 Bohlen und verkauften das Holz an einen sonst anständigen Mann, wurden jedoch bei dem Versuch, einen zweiten Holzdiebstahl zu begehen, ertappt.

Provinzial-Correspondenz.

Königsberg, den 23. November 1840.

Nachdem der Hofschauspieler Grua hier einen Cyklus von sechs Vorstellungen gegeben, beschloß er am Sonnabend, den 14. d. M., sein Gastspiel mit „Fiesko" und wurde am Schlusse der Vorstellung durch ein von Herrn v. Wichert verfaßtes Gedicht und einen Lorbeerkranz überrascht. In den Abschiedsworten, die er sprach, äußerte er unter anderm den Wunsch: daß, wenn ihn sein Stern wieder einmal herbrächte, er alsdann die hier so sehr gesunkene Theaterlust (seine Vorstellungen waren im Ganzen nur spärlich besucht) wieder im Glanze erblicken möchte. Eine starke Pille, die mit Stillschweigen und Resignation vom Publikum verschluckt wurde. — Die Sängerin Stöckl Heinefetter, welche bei der Schumannschen Gesellschaft aus Mainz in diesem Sommer zu den Opern-Vorstellungen in London engagirt war und von dem dortigen verwöhnten Publikum mit vielem Beifall aufgenommen wurde, wird hier zu zwölf Gastrollen erwartet, auch Ole Bull, der weltberühmte Violinist, Professor Döbler, ein zweiter Pinetti und Philadelphia, wie auch Averino sollen hier ankommen. Von neuen Opern werden „die Hugenotten" von Meyerbeer und „die Schützen" von Lortzing einstudirt. Herr Richter, der zugleich die Regie der Oper unter seine kunstverständige und kräftige Leitung genommen hat, gab am 18. d. M. „Don Juan" zu seinem Benefize, bei gefülltem Hause. Wohl ist meine Prophezeiung, daß er sich bald die ungetheilte Gunst des Publikums in seinem Fache erwerben würde, eingetroffen, gewiß wird er sich auch in derselben zu erhalten wissen. — Am 9. d. M. kam endlich das längst erwartete eiserne Dampfboot für Memel hier an, dem aber bald darauf ein Dampfkessel auf dem Haffe platzte, ohne besondern Schaden anzurichten. Gegenwärtig befördern also sechs Dampfböte die Verbindung zwischen Königsberg, Danzig, Elbing, Pillau, Memel u. s. w. — Nun soll auch hier das Buchdruckerfest, das die andern Städte schon längst begangen haben, gefeiert werden, und zwar, wie bestimmt ist, am 5. künftigen Monats. Nur ein Mittagsmahl und ein Ball sollen die Haupt-Ingredienzien dieser Feier sein. Der Redacteur des hiesigen „Freimüthigen" gab unter dem Artikel: „Lügenzeitung" eine humoristische Beschreibung dieses Festes, die manche satyrische Seitenhiebe enthalt. — Am 16. führte Herr Rudolph Gervais seine Oper „Perikles" als Conzert im Saale der deutschen Ressource vor einem zahlreichen und glanzenden Auditorium auf. Bei manchem Gelungenen müßte sie bei einer theatralischen Aufführung verkürzt werden, wenn sie nicht ermüden soll. — Am 14. d. M., als am Geburtstage unserer theuern Königin, beging der hiesige Verein zur Unterstützung armer Schulkinder aller Bekenntnisse die vierzehnjährige Feier seines Bestehens. Es wurde eine Rede gehalten, von seiner Wirksamkeit Rechenschaft gegeben, und an 295 Kinder (175 Knaben und 120 Mädchen) Kleidungsstücke, Lehrmittel und kleine Belohnungen ausgetheilt. — Auch hier steigt Vincenz Priesnitz, der bekannte Wasserarzt, täglich mehr in Ansehn. Es hat sich eine Gesellschaft von Wassertrinkern, bestehend aus Damen und Herren, gebildet, welche ausgeprobt haben, daß der Brunnen des botanischen Gartens das beste Wasser enthalte. Um ihn versammeln sie sich daher täglich in der Morgenstunde, genießen eine Anzahl Becher aus demselben und machen sich dazu die nöthige Bewegung. Wohl bekomm's! — Dem. Agnese Schebest trat hier am 20. d. M. noch ein Mal als Romeo in der bekannten Bellinischen Oper auf, fand aber eine so kalte Aufnahme (das Haus war erbarmungswürdig leer), die ihr klassisches Spiel wahrlich nicht verdiente, daß sie schon am andern Morgen in der Frühe unserer Stadt den Rücken wandte und ihre Reise nach Petersburg fortsetzte. — Ein Paar Testamente, die vor nicht langer Zeit hier eröffnet wurden, werden jetzt häufig besprochen. Das eine ist das des Professor Dr. Rhesa, der im Sommer hier starb und sein Vermögen, etwa 25000 Thlr., die in etwa fünf Jahren erst zu einem Capital von 30000 Thlr. anwachsen sollen, zu einer Stiftung für Studirende auf hiesiger Universität vermacht hat, die nach ihm benannt sein soll. Von dieser Summe soll nämlich ein Haus gekauft werden, wo eine gewisse Anzahl Studenten freie Wohnung und bestimmte kleine Einkünfte genießen soll. Das andere Testament ist das des Oberamtmanns Albrecht, was ungefähr über denselben Kapitalwerth bestimmt, dieser soll aber dadurch, daß innerhalb eines Zeitraums von etwa 250 Jahren Zins auf Zins sich häuft, bis zu einer halben Million heranwachsen, und alsdann von dieser Summe ein Hospital in der Altstädtschen Gemeinde erbaut werden, an welchem die Leute nur homöopathisch behandelt werden sollen. Als Arzt der Stiftung ist ein hiesiger bekannter Homöopath mit einem Gehalte von 200 Thlr. ernannt, der bereits über ein halbes Jahrhundert alt ist! Das ist doch ein guter Glaube an die Homöopathie, wenn derjenige, welcher sie ausübt, über zweihun-

dert Jahre alt werden und dann noch practisiren soll. Wer das erleben möchte! — Auch in diesem Winter wird das hiesige Orchester wiederum im Saale des Schauspielhauses eine Anzahl von Conzerten veranstalten; möge dieselben doch die verdiente Theilnahme und der zahlreiche Besuch der hiesigen Musikfreunde unterstützen. A. S.

Elbing, den 24. November 1840.

Welch' trübselige Zeit ist doch ein Jahrmarkt ohne Leut! Das können wir wahrhaft auf unsern verflossenen Martini-Markt anwenden. Wenige fremde Verkäufer und noch weniger Käufer hatten sich eingefunden. Allgemein hört man über geringen Umsatz klagen; dabei war noch das traurigste Wetter, um ihn so recht zu einem Jammermarkt zu machen. Selbst für das schaulustige Publikum war wenig einpassiret; nur in einer Bude war ein Panorama aufgestellt. Die Tyroler Sänger, welche in Danzig mit Beifall konzertirten, producirten sich auch hier als tüchtige Liedersänger. — Der 13. d. M., der Geburtstag unserer allergnädigsten Königin, wurde in der hiesigen Loge durch einen glänzenden Ball gefeiert. Schon im vorigen Berichte erwähnte ich der Frechheit, womit Diebstähle verübt werden; noch immer häufiger kommen sie vor, und man muß sich wohl hüten, durch Lärm sie bei der That zu stören, denn man riskirt sein Leben. Mit Feuergewehren suchen sie die ungelegenen Störer aus dem Felde zu schlagen. H.

Sechs Lobsprüche.

Emsiges Ringen führt zum Gelingen:
Baust Du nicht fort, so stürzt Alles Dir ein!
Nimmer verzagen, frisch wieder wagen:
Tröpflein auf Tröpflein durchhöhlet den Stein.

Zornig und hitzig ist niemals witzig;
Zürnen ist schädlich, doch Keinem als Dir.
Zorn hat, wie Thoren, Weisheit verloren,
Liebe und Achtung verschließt ihm die Thür.

Freundliches Geben zieret das Leben:
Schließ vor dem Dürftigen niemals die Hand!
Frommes Erbarmen läßt nicht verarmen;
Wohlthun ist Quelle in brennendem Sand!

Schweigen und denken thut Niemand kränken:
Vorlaut hat Tadel und Schaden zum Sold.
Horcher und Frager sind auch Vertrager;
Reden ist Silber und Schweigen ist Gold.

Mäßig in Freuden spart viele Leiden:
Mäßige Lust nur entwickelt das Blust.*)
Wärme ernähret, Hitze verzehret;
Zucker auf Zucker bringt Eckel statt Lust.

Nie zu behende! Denk an das Ende!
Wohl dem, der gern in die Zukunft auch schaut!
Wägen, dann wagen; denken, dann sagen;
Schnell ist zerstöret, doch langsam gebaut.

*) Altdeutsches Wort für Blüthe.

Verantwortlicher Redacteur: Julius Sincerus (Dr. Lasker.)

Druck und Verlag von Fr. Sam. Gerhard.